

Jason Gurley

Eleanor



Jason Gurley

# *Eleanor*

Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Sabine Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
ELEANOR  
Deutsche Übersetzung von Sabine Thiele

*Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 02/2017  
Redaktion: Babette Mock  
Copyright © 2014, 2016 by Jason Gurley  
Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München  
Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck – Germany

ISBN 978-3-453-31737-6  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Felicia und Emma – über alles*



Die Zeit ist ein Fluss, der im Kreis fließt.

– Unbekannt





# PROLOG

1962

*Eleanor*

Sie sitzt in der Frühstücksnische und sieht dem Regen zu, der so bestimmt fällt, als habe er ein Bewusstsein, als wolle er die Erde auslöschen, Schicht für Schicht. Der Vorgarten ist durch die Wasserschleier kaum zu erkennen, doch die oberste Grasschicht hat sich bereits in Schlamm verwandelt, so viel kann Eleanor sehen. Ihre Blumen neigen sich zur Seite, der Sturm entreibt ihnen die Blütenblätter. Am Nachmittag werden nur noch die dornigen Rosensträucher übrig sein.

»Ein bisschen ungemütlich da draußen«, sagt Hob, während er ihr gegenüber an den Tisch in die Nische rutscht.

Eleanor liebt die Sonntagmorgen, doch vor allem verregnete wie diesen. Deshalb hat Hob ihr auch letztes Jahr diese Nische gebaut, eines der wenigen wirklich nützlichen Dinge, die er während ihrer Ehe für sie angefertigt hat. Einige andere Versuche waren weniger erfolgreich: das drehbare Gewürzregal, das sich nicht drehen ließ; die Bücherregale im Wohnzimmer, die hübsch waren, aber viel zu groß, und die peinlich leer bleiben. Zu der Nische hatte Eleanor allerdings sofort eine Verbindung. Eigentlich ist es nur ein schmaler Tisch an der Wand, mit zwei kurzen Bänken auf jeder Seite, auf denen je eine Person sitzen kann. Zuerst hatte Eleanor es anmaßend gefunden, dass Hob zwei Bänke angefertigt hatte –

die Morgen gehörten allein ihr, die Ruhe vor dem Tag, bevor dieser von ihrer fünfjährigen Tochter in Beschlag genommen wurde –, doch Hob gesellte sich nur selten zu ihr, schien zu verstehen, dass er den Tisch nicht für ihre kleine Familie gebaut hatte, sondern als eine Art Unterwasserfahrzeug für eine Person, ein Gefährt für seine Frau, die nur zu gern auf den Grund des Ozeans sinken und dort leben würde, allein, für den Rest ihres Lebens, zufrieden mit der Aussicht und ein paar guten Büchern.

Eleanor beobachtet den Regen vor dem Fenster und stimmt zu. »Ja, tatsächlich.«

»Schlimmer als sonst«, fährt Hob fort. Er trinkt seinen Tee mit einem kaum hörbaren Schlürfen.

Eleanor zuckt fast unmerkbar zusammen, doch Hob sieht es.

»Entschuldige«, sagt er. »Macht der Gewohnheit.«

Das weiß sie. Schließlich sagt er es jedes Mal. Sofort sucht sie nach einer Antwort. Sonst hält er ihr Schweigen für eine Einladung, diese Angewohnheit zu erklären, und er wird ihr wieder von seiner Zeit im Koreakrieg erzählen, dem Essen, für das er unerlaubterweise eine Vorliebe entwickelt hat, den Sitten und Gebräuchen, die er beobachtet und teilweise unbewusst übernommen hat, wie eben das hörbare Schlürfen als Zeichen, dass ein Getränk oder eine Mahlzeit schmeckt.

»Glaubst du, dass es aufklaren wird?«, fragt sie und legt die Hände um die Tasse, um sie zu wärmen. Ihre Finger sind lang und schlank. Ihre Mutter hatte gewollt, dass sie Klavier spielt, allein wegen ihrer Finger, doch Eleanor hatte nie die Musik in sich gespürt. Eine Zeit lang hatte sie es versucht, um ihre Mutter zufriedenzustellen. Nein, *jahrelang* hatte sie versucht, ihre Mutter zufriedenzustellen. Doch nach ein paar Wochen Herumklimpern auf dem alten Klavier im

Flur hatte Eleanor sich geschlagen gegeben. Ihre Mutter hatte es für den Rest ihres Lebens offen stehen lassen, die Elfenbeintasten voller Staub, als eine Art Tribut an ihre Enttäuschung über ihre Tochter. Jahre später, als ihre Mutter unerwartet gestorben war, kam Eleanor nach Hause und fand Hob stolz im Wohnzimmer, wie er an dem Klavier herumbastelte.

Selbst im Tod war Eleanor der Kritik ihrer Mutter ausgesetzt.

»Die Nachrichten sagen, dass es drei Tage so bleiben soll. Vielleicht sollten wir heute Nachmittag zu Hause bleiben«, erwidert Hob.

Fast schon hoffnungsvoll, denkt Eleanor.

Sie schüttelt den Kopf. »Nein«, antwortet sie, »wir bleiben nicht ...«

»Wir bleiben nicht zu Hause«, vervollständigt Hob ihren vertrauten Einwand. »Ich weiß.«

Sie hebt die Teetasse, trinkt jedoch nicht. Sie fühlt, wie ihre Schultern sich verspannen und einen Anfall ankündigen. Sie beugt die Finger, ihre Knöchel knacken.

Der Morgen war so schön gewesen.

»Ellie«, sagt Hob, doch sie hört ihn schon kaum mehr. Seine Stimme ist sanft, er kennt die Anzeichen. »Ellie, sieh mich bitte an.«

Dreimal muss er die Aufforderung wiederholen, bis sie die Kraft hat, den Blick zu heben. Sie sieht ihm für einen Moment in die Augen und schaut dann wieder weg. So war sie nicht immer. Sie hat keine Angst, dass Hob dieser kleinen Zusammenbrüche überdrüssig werden, Agnes nehmen und Eleanor allein mit ihrer Traurigkeit zurücklassen könnte; nein, sie mag den Beschützerinstinkt nicht, den ihre Anfälle in ihm wecken. Seine Stimme verändert sich, seine Augen

werden weich, er nimmt ihre Hand und hält sie fest, als ob er sie irgendwie retten könnte ...

»Wir bleiben nicht zu Hause«, bestätigt Hob und greift nach ihrer Hand.

Sie nickt und kann endlich wieder zitternd Luft holen. Tränen rinnen ihr über die Wangen, als die Anspannung nachlässt. Verlegen wendet Eleanor den Kopf ab, zwingt sich, diese erniedrigenden Tränen zu unterdrücken.

»Ellie«, flüstert Hob. Sanft nimmt er ihre Teetasse, stellt sie zur Seite und legt seine Hände über ihre. Sie sind warm und unnachgiebig stark. Seine Daumen finden die weichen Stellen zwischen Daumen und Zeigefingern ihrer kühlen Hände und massieren sie leicht, bis sie sich in seinem Griff entspannt.

Natürlich hat er sie gedrängt, einen Arzt aufzusuchen. Einmal folgte Eleanor seinem Rat, und Hob bot an, sie zu begleiten. Sie hatte abgelehnt, war sich aber im Sprechzimmer des Arztes mit den schweren Ledermöbeln seiner Anwesenheit im Wartezimmer hinter der Eichentür bewusst gewesen. Natürlich würde er nicht mit dem Ohr an der Tür lauschen, im Gegensatz zu ihr, die das an seiner Stelle getan hätte. Was hätte Hob wohl zu diesem Arzt, diesem Fremden gesagt?

»Kurzatmigkeit?«, hatte der Arzt sie gefragt. »Verkrampfte Muskeln? Geistige Abwesenheit?«

Sie hatte auf ihre Hände herabgeblickt und genickt. Ja, all diese Symptome. Sie so nüchtern ausgesprochen zu hören hätte sie ihrer Macht berauben sollen, dachte sie; schließlich waren es nur Wörter. Doch stattdessen hatte sie das Gefühl, sie verteidigen zu müssen. *Nein*, sollte sie sagen. *Es ist so viel mehr. Diese Symptome sind so viel größer als nur einfache Wörter.*

»Können Sie beschreiben, was Sie empfinden? Nicht in medizinischer Hinsicht«, verdeutlichte der Arzt. »Erzählen

Sie es mir, als wäre ich ... ein Kind. Schließen Sie die Augen. Was spüren Sie, wenn es passiert?«

Was hatte sie geantwortet? Sie wusste es nicht mehr. Und hätte es eine Rolle gespielt, was sie zu einem Mann sagte, der wohl kaum verstehen konnte, was sie empfand?

Die Sonntagnachmittage bedeuteten alles für Eleanor. Ohne sie glaubte sie sterben zu müssen.

Hob streichelt ihre Hände und erinnert sie daran zu atmen. Sie gehorcht, saugt die Luft tief ein, bis sie sich wieder stabilisiert. Er wiederholt: »Wir bleiben nicht zu Hause.« Es hat den erwünschten Effekt. Sie konzentriert sich voll und ganz auf ihre Atmung: jeder langsame, tiefe Atemzug bringt sie wieder etwas mehr zurück in die Realität. Scham erfüllt sie, wie immer, und sie entzieht ihm ihre Hände. Sie will ihn nicht ansehen, tut es aber dennoch, und begegnet seinem liebevollen, warmen Blick.

Eleanor drängt die Tränen mit den Handballen zurück, als seien sie der Beweis für ein Verbrechen, das zu gestehen ihr peinlich ist. Wieder sieht sie zu ihrem Ehemann und wundert sich über ihn, diesen Mann, der sie so sehr liebt, der ihre Albernheiten so geduldig erträgt.

»Es tut mir leid«, sagt sie mit belegter Stimme, die sonderbar fremd klingt. »Es tut mir leid, es ist ...«

»Ganz ruhig«, erwidert Hob. »Du musst dich für nichts entschuldigen.«

Dieser Mann, denkt sie. Sie findet ihn gut aussehend, auf eine fast unwirkliche Art und Weise, und wieder überkommt sie Scham, diesmal wegen ihres eigenen Äußeren. Sie hat in den letzten Monaten zugenommen – nicht so viel, dass er sie anders ansehen würde, noch nicht, aber doch genug, dass sie es spürt. Sie fühlt sich außen größer als innen, als ob ihr Körper sie dauerhaft auf der Erde festhalten wolle. Hin und wie-

der fragt sie sich, ob Hob versteht, warum sie nicht mehr so miteinander schlafen wie früher. Stattdessen bleibt sie lange auf, und manchmal weckt er sie spätnachts auf dem Sofa, auf dem sie eingerollt eingeschlafen ist, im Schein des Fernsehers, der zu den leisen Klängen der Nationalhymne nur noch das Testbild sendet.

»Ich wette, du wüsstest gern, wie du mich heilen könntest«, sagt Eleanor. Es soll ein Scherz sein, doch Hob wirkt beinahe beleidigt.

»Ich *vergöttere* dich«, erwidert er.

Sie will ihm gerade sagen, dass sie ihn liebt, als sie Schritte von Kinderfüßen hört. Hob strahlt und dreht sich lächelnd zu dem kleinen Mädchen im Türrahmen um, dessen dunkles Haar dringend eine Bürste nötig hat und dessen übergroßes Nachthemd wie ein Heiligenschein wirkt. Sie durchquert die Küche und klettert neben ihre Mutter auf die Bank, auf der gerade noch Platz für das Kind ist.

»Setz dich zu deinem Vater, Agnes«, sagt Eleanor. »Bitte.«

Agnes protestiert, verstummt jedoch, als sie das Gesicht ihrer Mutter sieht. Sie rutscht von der Bank und setzt sich gegenüber neben Hob.

»Frühstück, Ags?«, fragt dieser. »Was hätte die kleine Dame denn gern?«

»Zimttoast!«, ruft das Mädchen und schlägt mit den Handflächen auf die Tischplatte.

»Hob, ich kümmerge mich darum«, sagt Eleanor, doch er schüttelt den Kopf und winkt ab – wie Eleanor vorausgesehen hatte –, um zum Brotkasten und dem unbeweglichen Drehregal zu gehen. Dort steht er, wendet ihnen den Rücken zu und bereitet seiner Tochter das Frühstück. Die drei nehmen ihre Rollen in Hobs Theaterstück ein, halten sich alle an das Skript, eine Familie, glücklich zusammen in der

gemütlichen, hellen Küche, während draußen der Sturm tost.

Eleanor wäre am liebsten auch da draußen.

»Mama«, sagt Agnes und trommelt mit ihren kleinen Fingern auf der Tischplatte. »Ich habe mich entschieden. Ich gehe heute mit dir schwimmen.«

»Oh? Und was ist *damit?*«, fragt Eleanor und deutet auf den Regen. »Und hör mit dem Trommeln auf.«

»Ach«, erwidert Agnes niedergeschlagen. Dann hellt sich ihr Gesicht wieder auf: »Ich schwimme einfach unter Wasser.«

»Na siehst du«, sagt Hob über die Schulter. »Alles nur Wasser.«

»Alles nur Wasser, alles nur Wasser«, wiederholt Agnes in mädchenhaftem Singsang. »Aber ich will wirklich mitkommen!«

»Das weiß ich«, entgegnet Eleanor. »Ich sage dir was: Vielleicht gehen wir danach ins Hallenbad, da sind wir vor dem Sturm geschützt. Marjorie ist vielleicht auch da. Was sagst du dazu?«

»Nein, nein, nein«, beharrt Agnes. »Das Meer!«

»Nein«, bestimmt Eleanor. »Und hör auf zu fragen.«

Agnes' Lächeln verblasst, ihre Augen glänzen dunkel.

»Das Meer ist zu gefährlich für kleine Mädchen«, sagt Hob, während er sich umdreht und Agnes einen Teller mit drei Scheiben Brot präsentiert. »Wie sieht das aus?«

Agnes inspiziert das gebutterte Brot und die feine Schicht Zimt und Zucker, dann deutet sie auf eine Scheibe. »Die hier ist traurig«, erklärt sie. »Sie hat so wenig Zimt.«

Eleanor beobachtet, wie Hob sich wieder dem Küchentresen zuwendet, ein veränderter Mann in Gegenwart seiner Tochter. Mit weit ausholender Geste streut er mehr Zimt auf

die zu kurz gekommene Brotscheibe, dann springt Agnes auf, um ihm dabei zu helfen, ihr Frühstück auf das Backblech zu legen und es unter den Bratrost zu schieben.

Eleanor betrachtet Agnes, dieses winzige Bündel Energie neben Hob. Eines Tages werden Hob und Eleanor nicht mehr da sein. Hob, der sanfte Riese von einem Mann, der ihr beigebracht hat, sich selbstbewusst durch die Welt zu bewegen, der Mann, der immer eine Quelle der Kraft und Liebe war: Sicherlich wird Agnes sich so an ihren Vater erinnern.

Und wie wird sie Eleanor in Erinnerung behalten?

Sie denkt einen Moment darüber nach, doch der Regen bringt Neuigkeiten vom Meer. Eleanor schließt die Augen und stellt sich vor, sie wäre bereits dort.

Trotz des stetig fallenden Regens ist das Meer am frühen Nachmittag wärmer. *Wärmer* ist natürlich relativ und bedeutet nicht, dass das Wasser warm ist, nur ein paar Grad weniger kalt als am Morgen. Eleanor steht ungeduldig in den flachen Uferwellen, in ihrem warmen Schwimmanzug, den Hob für sie bestellt hat. Sie fühlt sich darin immer eingesperrt, bis sie untergetaucht ist und er sich ihren Bewegungen anpasst.

Jeden Sonntagnachmittag um zwei Uhr fahren Eleanor und Hob an die Küste. Der Pazifik erstreckt sich weit und grau vor ihnen wie ein sich kräuselnder, dunkler Fallschirm. Hinter ihnen geht das Leben in ihrer kleinen Stadt Anchor Bend seinen Lauf. Die ersten Fischkutter tuckern gerade in den Hafen ein paar Kilometer die Küste hinauf und ziehen Wolken öligen, schwarzen Rauchs hinter sich her. Es herrscht viel Betrieb, und die Schiffshörner sind ein ständiger Begleiter.

Eleanor lebt für diesen Nachmittag. Hob bringt Agnes zu Marjorie und begleitet seine Frau zu ihrem Schwimmaus-



flug, bei Wind und Wetter. Es ist sein einziger freier Tag in der Woche, und es war ihm nie recht, dass Eleanor allein im Meer schwamm.

Hob sagt: »Einen Moment noch«, als ob sie sich gleich ohne ihn in die Wellen stürzen würde. Sie blickt über die Schulter, beschattet die Augen gegen das grelle Licht des grauen Himmels und verfolgt, wie er den kiesigen Strand auf unsicheren Füßen überquert. Er ist voll bekleidet und trägt einen wasserdichten Seesack, in dem sich Eleanors Kleidung und ein kleiner Stapel dicker, flauschiger Handtücher befinden. Hobs Stiefelschritte hallen schwer und hohl auf dem kurzen Anlegesteg wider. Sie liebt das Geräusch, auch wenn sie sich im Stillen wünscht, dass er sie allein schwimmen lässt, wenigstens ab und zu.

Eleanor geht in die Knie und mustert das Wasser zu ihren Füßen. Es ist klarer als sonst, selbst mit den auf der Oberfläche tanzenden Regentropfen. Sie beobachtet eine winzige Krabbe, die über die Kiesel kriecht, das zarte Gehäuse erzittert auf ihrem Rücken. Beinahe berührt sie Eleanors Füße und biegt dann ins tiefere Wasser ab.

Eleanor zieht die Zehen an, gräbt sie tief in den Sand unter der Schicht glatt geschliffener Steine. Sie ist bereit.

»Komm schon, Hob!«, ruft sie.

»Sofort!«, ertönt die leise Antwort.

Sie kneift die Augen zusammen und verfolgt, wie er an den Seilen zieht, mit denen das alte Ruderboot am Steg vertäut ist. Das Boot gehört nicht ihnen, aber es liegt dort schon, so lange beide zurückdenken können. Es gehört mittlerweile der Stadt, was bedeutet, dass das Boot manchmal nicht dort ist, wenn sie an den Strand kommen. An diesen Tagen sagt Hob den Schwimmausflug komplett ab. Eleanor versucht ihn vom Gegenteil zu überzeugen, doch er lässt sich nicht erwei-

chen: Ohne das Boot kann er sie nicht unterstützen, und für Hob ist das ein zu großes Risiko. »Ich lasse nicht zu, dass Aggie ohne ihre Mutter aufwachsen muss«, hat er anfangs zu Eleanor gesagt, nachdem er einmal mitangesehen hat, wie sie sich durch eine unerwartet starke Unterströmung an den Strand zurückgekämpft hat.

Sie hatte ihn angefleht, ein kleines Boot zu kaufen, damit die Sonntagnachmittage nicht der Gnade irgendeines Gemeindebootes ausgeliefert waren. Das hatte er ebenso verweigert, mit dem Argument, es sei nicht praktisch, etwas zu kaufen, das sie nur einmal in der Woche benutzen würden. Vielleicht dachte er, sie würde abhauen und sich damit zufrieden auf See verlieren, bis in alle Ewigkeit auf dem Wasser treiben.

»Komm schon!«, ruft sie wieder.

Endlich ist er fertig. Er wirft den Seesack ins Boot und folgt ihm. Als er sich hingesezt und die Ruder ergriffen hat, ist Eleanor ihm bereits gute fünfzig Meter voraus und schwimmt energisch gegen die Strömung an.

In jungen Jahren war Eleanor Wettkampfschwimmerin. Als Star des Highschool-Schwimmteams hat sie Regions- und Staatsrekorde bei Freistil-Veranstaltungen aufgestellt. Mit einem Sportstipendium hat sie an der Oregon State studiert, wo ihr Trainer davon sprach, an der Qualifizierung für die Olympischen Spiele teilzunehmen, doch so weit kam Eleanor nie. Mit neunzehn hatte sie bereits Hob kennengelernt und sich in ihn verliebt, trotz der beinahe zwanzig Jahre Altersunterschied. Sie begann, Kurse zu schwänzen, schließlich sogar das Schwimmtraining. Sie heiratete Hob zwischen dem ersten und zweiten Collegejahr, dann kam Agnes, eine langsame und stetige Woge, die klein begann und sich zu einer

Riesenwelle aufbaute, die über Eleanors akademischer Laufbahn zusammenbrach.

Eine Zeit lang bemerkte Eleanor kaum, was sie verloren hatte. Hob war charmant, älter und klug. Er hatte sie bei Schwimmwettkämpfen angefeuert und war sogar gern zu ihrem Training gekommen. Er saß dann weit oben auf den Zuschauerrängen und sah zu, wie sie durch das Schwimmbcken pflügte und das Wasser hinter ihr einbrach. Danach ging er mit ihr zum Essen, die Nacht verbrachten sie bei ihm – in einem richtigen Haus, keinem Studentenwohnheim. Dieses erste Jahr war beinahe magisch gewesen.

Nach Agnes' Geburt wurde Eleanor vor Hobs Augen von einem Mädchen zu einer Mutter. Ihr Körper veränderte sich während der Schwangerschaft und den ersten Monaten des Stillens und Heilens. Hob war im siebten Himmel. Eleanor wusste, dass er überglücklich war, der erobernde Soldat, der nach Hause zurückgekehrt war und endlich aus solch vielversprechendem Rohmaterial eine Familie bilden konnte.

Eleanor spürte das leise Ziehen des Wassers erst wieder, als Agnes schon beinahe zwei war. Zu diesem Zeitpunkt hatte Eleanor ihre eigenen Träume aufgegeben und sich in diesem neuen Kapitel in ihrem Leben angenehm eingerichtet. Agnes war ein reizendes Kind. Sie lernte rasch zu sprechen und runzelte die Stirn wie ein mürrischer, alter Mann, worüber Eleanor und Hob Tränen lachten. Sie waren eine glückliche Familie, und Eleanor war stolz, eine bessere Mutter als ihre eigene zu sein.

Eines Abends waren sie zum Essen bei Hobs Schwester eingeladen und fuhren danach hoch über den Klippen auf dem kurvigen, dunklen Highway 101 zurück. Das Meer glitzerte unter dem Vollmond, und Eleanor fiel in Trance, als die

Wellen trüge unter ihnen an den Strand rollten. Als sie an diesem Abend im Bett lagen und Agnes endlich leise in ihrem Bettchen in der Zimmerecke schnarchte, stieß Eleanor Hob an und sagte: »Ich möchte wieder schwimmen.«

Das Collegeschwimmbad war wegen Renovierungsarbeiten geschlossen, das städtische Schwimmbad überfüllt mit Kindern und Teenagern, und Hob hatte schon das Handtuch werfen wollen, als Eleanor Splinter Beach vorschlug. Zuerst zögerte er und murmelte etwas von Haien und eiskaltem Wasser, doch Eleanor wischte all diese Ausreden beiseite. An diesem Tag stand Hob am Ufer und beobachtete Eleanor, wie sie parallel zum Land schwamm und das sanfte Ziehen der Strömung an ihrem Bauch genoss, den salzigen Geschmack auf ihren Lippen. Das hier war Schwimmen. Und das Meer nahm sie auf.

Hob fand, dass sie auch wieder an Wettkämpfen teilnehmen sollte. »Du bist erst dreiundzwanzig«, sagte er, nachdem sie an diesem Tag wieder daheim waren. »Dreiundzwanzig ist noch nicht zu alt für Olympia. Du könntest es immer noch versuchen.«

»Ich weiß nicht«, antwortete Eleanor. »Es war schön, einfach nur im Wasser zu sein. Und ich habe bereits Jahre an Training verloren. Keiner wird sich an mich erinnern. Alle sind mir Jahre voraus, sind geschwommen und haben Medaillen gewonnen, während ich ...« Sie war verstummt, bevor sie ihren Gedanken aussprechen konnte: *Während ich Bananen für eine Zweijährige zerdrückt habe.*

Doch Hob blieb beharrlich, und eines Nachmittags brachten sie Agnes zu Marjorie und fuhren zur Oregon State. Eleanor traf sich mit ihrem früheren Trainer, der ihre eigenen Einwände bestätigte: »Die Mutterschaft schwächt eine Frau«, sagte er. »Das ist nicht ihre Schuld. Frauen bekommen Kin-

der, und die Welt dreht sich ohne sie weiter. Eine Schande, Els. Du warst richtig gut.«

»Sie kann das«, entgegnete Hob. Er hatte sich so in die Idee verbissen, dass Eleanor es ihm zuliebe versuchte. Sie trat bei einem örtlichen Turnier im Fünfzig-Meter-Freistil an und wurde Letzte. Hob ermutigte sie, nicht aufzugeben – »das war jetzt das erste Turnier, du bist bald wieder drin« –, aber Eleanor hatte bereits genug. Der Wettkampf lag ihr nicht mehr im Blut.

Das Meer allerdings schon.

Auf der Rückfahrt von diesem Schwimmwettbewerb sagte Hob: »Die Sommerspiele sind in zwei Jahren. Selbst wenn du hart trainierst, ist das zu bald. Also ... was dann? Du trainierst für die nächsten, 1968. Okay?«

»Dann bin ich zweiunddreißig«, erwiderte Eleanor. »Niemand gewinnt in diesem Alter Medaillen, Hob.«

»Wenn du zu alt fürs Schwimmen bist«, sagte er, »bist du dann auch zu alt zum Tauchen?«

Eleanor wirft sich in jeden Schwimmzug. Die Wellen werden weniger, je weiter sie sich vom Festland entfernt. Die Hörner der Fischkutter aus dem Hafen sind nicht mehr zu hören. Das Rauschen der Wellen in ihren Ohren ist zu nah, zu laut. Sie liebt dieses Geräusch. Es ist beinahe ein Teil von ihr, ihre Bewegungen entziehen dem Ozean Wassermoleküle und nehmen sie auf. Das Wasser klebt an ihrer Haut, ihre Arme durchbrechen die Oberfläche. Sie dreht den Kopf, atmet tief ein und versenkt das Gesicht wieder im Ozean.

Hob rudert in sicherer Entfernung, bewegt die Ruder in langen, trägen Schlägen, die Eleanors Rhythmus widerspiegeln.

Er liebt sie. Sie weiß, dass er anders ist. Sie kennt keinen Mann, der je Interesse an den Träumen einer Frau gezeigt

hätte. An ihren Kochkünsten, ja. Natürlich auch an ihrer Figur. Aber welcher Mann würde sich schon in das Herz einer Frau hineinversetzen und sich Gedanken um die Dinge machen, die sie am meisten bewegten? Hob ist etwas Besonderes, und wahrscheinlich liebt sie ihn deshalb, selbst wenn die Träume, für die er sich begeisterte, längst nicht mehr die ihren waren.

Doch hier, im Wasser, das ihr über das Gesicht strömt, den Geruch des Meeres in der Nase, stellt sie sich vor, wie es wäre, in die Zeit zurückzukehren, bevor sie Hob kannte. Mit dem Wissen, das sie jetzt hat – von seiner Liebe, dem Funkeln in den Augen ihrer Tochter –, würde Eleanor dann dieselben Entscheidungen treffen? Würde sie sich erlauben, sich zu verlieben?

Während sie schwimmt, sieht sie in Hobs Richtung. Er ist ein guter Mann: ruhig und geduldig und freundlich.

Sie taucht für ein paar Schwimmzüge unter die Oberfläche, so tief, dass sie außer Sicht gerät. Und erst dort, wo das Licht dämmriger wird und das Wasser abrupt kälter, gestattet sie sich eine Antwort auf diese Frage.

Eleanor besitzt kein natürliches Talent für das Kunstspringen. Das hat sie schon gemerkt, als sie zum ersten Mal auf den Inselklippen stand, die sich fünfzehn Meter über dem Meer erhoben – höher als jedes Wettkampfsprungbrett. Die Insel, Huffnagle, war bis auf diese Stelle abweisend und gefährlich, ihre Ufer ein Minenfeld aus zerklüfteten Felsen. Doch wenn ein Mädchen hier an Land ging und einen gekrümmten Weg entdeckte, der zur Spitze der Insel hinaufführte, dann sah es vielleicht, dass die Pazifikseite der Insel einen Ausblick auf eine tiefe blaue Bucht bot, die beinahe frei von scharfkantigen Felsen war.

An diesem ersten Tag hatte Hob das kleine Boot in die Bucht gerudert, nahe an die Klippen, wo er, den Kopf in den Nacken gelegt, zu ihr aufgesehen hatte. Sie hatte lang gebraucht, um ihren ganzen Mut zusammenzunehmen und sich nach unten zu stürzen. Der Sprung war formlos, wie eine zerknitterte Origamifigur. Trotz wochenlangem Training auf den hohen Sprungbrettern im städtischen Schwimmbad war sie auf dem Wasser aufgetroffen wie ein Kind, das eine Treppe hinuntergefallen war.

»Du warst nie eine gute Turnerin«, hatte ihr Trainer zu bedenken gegeben, als sie von Hobs Drängen erzählt hatte, sich näher mit dem Kunstspringen zu beschäftigen. »Schwimmer sind keine guten Springer. Turner und Ballerinas überraschenderweise schon. Und du hast den Körperbau einer Schwimmerin, Eleanor. Setz bitte nicht zu viel Hoffnung darauf.«

Jetzt, eine Saison später, sind ihre Sprünge fließend und sauber. Hob hält Eleanor für vielversprechend, aber sie weiß, dass sie nie Wettkämpfe springen wird. Hier draußen auf den Klippen ist sie gut, doch in einem Wettkampfschwimmbekken, mit professionell trainierten Athleten, die sich von den biegsamen Brettern katapultieren, hätte sie keine Chance. Während Hob sie also ermutigt, ihren Stil und ihre Anmut lobt, lernt Eleanor einfach nur, das Gefühl des Fluges zu genießen, den Moment der Schwerelosigkeit, bevor die Schwerkraft sie vom Himmel holt. Nach jedem Sprung schwimmt sie um die Insel zum Strand, geht an Land, klettert den Weg hinauf und beginnt von vorne. An einem guten, nicht zu kalten Nachmittag, wenn das Wasser nicht zu hart ist, schafft sie zwölf Sprünge.

Doch an einem großartigen Nachmittag bleibt sie zwischen den Sprüngen lieber im Wasser, schwimmt den langen

Weg um die Insel. An diesen Tagen sprang sie vielleicht viermal, vielleicht sogar sechsmal, was Hob nie reicht, ihr jedoch mehr als genug war.

Irgendwann musste sie Hob sagen, dass er die Hoffnung aufgeben solle, dass sie nie eine Wettkampfspringerin werden würde. Sie musste ihm zugutehalten, dass er seine Erwartungen zurechtrückte und nicht mehr versuchte, eine große Begabung aus ihr hervorzulocken. »Wir müssen nicht mehr zu der Insel fahren«, sagte er. »Du kannst auch einfach nur schwimmen.« Und das taten sie jetzt auch meistens. Gelegentlich schlug Eleanor selbst einen Ausflug nach Huffnagle vor, wo sie ein- oder zweimal sprang, um diese leichtfüßigen Momente wieder zu erleben, wenn sie unberührbar über der ganzen Welt zu schweben schien.

Statt Eleanors Form zu kommentieren, wartet Hob dann im Boot und liest ein Buch oder die Zeitung, wie ein Elternteil, das geduldig am Spielplatz wartet, dass sein Kind sich austobt. Er hat den richtigen Platz für das Boot gefunden, wo die sanften Wellen es an den Felsen festhalten. Beim Umblättern muss er nicht fürchten, abgetrieben zu werden.

Heute hindert der Regen Hob am Lesen, weshalb er unter seinem Regenschirm sitzt und Eleanors Sprünge noch sorgfältiger als sonst beobachtet. Ihr erster Sprung ist anmutig – vielleicht ihr bester bisher. Doch er sagt es nicht, verfolgt nur, wie sie zum Ufer zurückschwimmt. Ehrlicher Weise muss er sich eingestehen, dass ihm das lieber ist, als sie zu trainieren: im Regenmantel in einem Boot kauern, den feuchten Geruch der Felsen neben sich genießen und die Fische beobachten, die ab und zu die Oberfläche durchbrechen. Ein paar Hundert Meter weiter treiben einige Seemöwen auf den Wellen, unbeeindruckt vom Regen.



Eleanor springt wieder und lächelt ihm zu, bevor sie um die Felsen herumschwimmt. Normalerweise braucht sie sieben oder acht Minuten, um wieder zurück auf die Klippen zu steigen. Als mehr als zehn Minuten vergehen, legt er den Kopf zurück und blickt nach oben zur Felskante. Sie ist nicht dort. Er ruft sie, und sie antwortet auch – doch ihre Stimme klingt leiser, als sie sollte.

Hob beginnt zu rudern.

1963

*Eleanor*

Eleanor sitzt in der Frühstücksnische und sieht dem Regen zu. Der Baum, den Hob und Agnes vor zwei Sommern gepflanzt haben, neigt sich im Wind. Selbst von ihrem Platz aus kann Eleanor sehen, wie die Erde um die Wurzeln herum aufgeworfen wird. Sollte der Sturm noch an Kraft zunehmen, wird der Baum nicht überleben.

Der Regen peitscht bei jedem Windstoß gegen das Haus. Hoch über ihnen gibt der Dachboden ein hohl klingendes Stöhnen von sich, als der Wind durch die Dachsparren pfeift.

»Heute kein Schwimmen«, sagt Eleanor laut.

Sie ist überrascht, die Worte ausgesprochen zu haben, aber noch verblüffter, sie überhaupt gedacht zu haben. Sie und Hob waren seit dem – kleinen – Unfall nicht mehr am Meer gewesen. Ein Fehltritt auf dem Pfad, ein verdrehter Knöchel. Normalerweise hätte sie so etwas ein paar Tage vom Wasser ferngehalten, nicht länger.

Doch dann hatte Eleanor herausgefunden, dass sie wieder schwanger war. Ihr Arzt hatte ihr deshalb das Schwimmen im Meer strikt verboten.

»Und auch keine Klippensprünge«, hatte er sie ermahnt, als er erfahren hatte, warum sie überhaupt bei Huffnagle schwamm. »Um ehrlich zu sein – ich bin überrascht, dass Sie tatsächlich noch schwanger sind. So etwas kann eine Schwangerschaft im Handumdrehen beenden.«

Hob hatte auf dem Heimweg davon geschwärmt, vielleicht einen Sohn zu bekommen, doch Eleanor hatte ihn kaum wahrgenommen.

Schwanger.

*Wieder.*

Manchmal hätte Eleanor schwören können, dass jemand anders ihr Leben geschrieben hatte. Sie war es jedenfalls ganz bestimmt nicht. Vielleicht Hob. Vielleicht sogar Agnes – sie hatte keine sechs Wochen zuvor nach einem kleinen Bruder oder einer kleinen Schwester gefragt.

»Und wir können sie Patricia nennen«, hatte sie verkündet. »Oder Patrick!«

Eleanor trinkt ihren Tee und seufzt. Das tut sie zurzeit oft, das Gewicht ihrer sorgenvollen Gedanken drängt die Luft aus ihren Lungen. Dunkle, schreckliche, schuldige Gedanken. Einige Nächte zuvor hat sie von einem Mann geträumt, der sie im Lebensmittelladen belästigte. Er hatte ein Klemmbrett und einen Stift in der Hand gehalten, und sie hatte instinktiv versucht, sich an ihm vorbeizudrängen. Er hatte gesagt: »Wir sehen uns dann auf dem Weg nach draußen«, und sie vorbeigehen lassen, dann hatte sie ihn vergessen. Doch er stand am Ausgang, als sie den Laden verlassen wollte, und als sie dieses Mal an ihm vorbeigehen wollte, hatte er gesagt: »Wählt Eleanor«, und sie war stehen geblieben.

»Wie bitte?«, hatte ihr Traum-Ich gefragt.

»Eleanor«, hatte der Mann wiederholt. »Die Stadt entscheidet in Ihrer Sache.«

»Was für eine Sache?«, hatte Eleanor gefragt.

»Es ist ganz einfach«, hatte der Mann erwidert, das oberste Blatt auf seinem Klemmbrett zurückgeschlagen und es ihr hingehalten. Zwei große Wörter standen auf der Seite: Ja und Nein. Unter jedem befand sich eine Liste mit Namen, man-

che unleserlich hingekritzelt, andere feinsäuberlich notiert. »Entweder kann Eleanor noch einmal von vorn beginnen, oder sie bleibt im Gefängnis.«

»Gefängnis?«

»Genau«, bestätigte der Mann, ohne genauer darauf einzugehen.

»Aber ... aber *ich bin* Eleanor.«

»Oh!«, sagte der Mann überrascht. »Nun, dann sollten Sie definitiv erwägen, Ihre Stimme abzugeben. Im Moment steht es unentschieden. Sie würden alles entscheiden!«

»Aber ist die Stimmabgabe nicht privat? Das hier sieht mir aus wie eine Petition.«

»Überhaupt nicht«, meinte der Mann. »Aber Bananen essen umsonst an Donnerstagnachmittagen.«

»Wie bitte?«, fragte Eleanor.

»Ich sagte, Sie sollten sich besser beeilen mit Ihrer Stimmabgabe, weil ich glaube, dass Sie gleich aufwachen werden.«

Sie war tatsächlich gleich darauf aufgewacht, noch bevor sie wählen konnte. Seither begleitet der Traum sie, denkt sie ständig über ihre Wahl nach: Während sie das Abendessen für Hob und Agnes zubereitet, während des Abwaschs, in der Badewanne – dem tiefsten Wasser, in dem sie sich seit Monaten befindet.

Sie trauert um das Meer. Nachts, wenn Hob schläft, horcht Eleanor und kann beinahe das Geräusch der Wellen hören, leise und entfernt.

Gefängnis.

Sie erzählt Hob, dass ihre Hormone verrücktspielen, und dass er sie deshalb zurzeit so oft weinen sieht. Er glaubt ihr, denkt sie. Sie kann sich nicht erinnern, dass es ihr genauso ging, als sie mit Agnes schwanger war.

Eleanor reibt sich müßig den Bauch, während der Sturm

stärker wird. Man sieht es bereits – noch nicht viel, aber genug, dass Fremde in der Stadt sie beglückwünschen. Sie und Hob haben seit der Bestätigung der Schwangerschaft nicht mehr miteinander geschlafen. Sie hatte keine Lust gehabt und er Angst, das Baby zu verletzen – was er sich wahrscheinlich während ihrer ersten Schwangerschaft zusammengeteilt hatte.

Sie ist dankbar, dass dieses neue Kind Hob und Agnes von Eleanor selbst abzulenken scheint. Sie fürchtet, dass man ihr diese schrecklichen, schuldbeladenen Gedanken am Gesicht ablesen könnte. Ihre Anfälle kommen mittlerweile die ganze Zeit, doch sie findet ruhige, dunkle Orte – wie den Schrankboden, hinter Hobs Hemden und Pullovern, die auf Bügeln hängen – und weint dort, wo niemand sie sehen kann.

Sie hört, wie Agnes im oberen Stockwerk ihren Vater fragt, ob das Baby bei ihr im Bett schlafen kann, wenn es auf der Welt ist.

Wenigstens eine freut sich.

Verstohlen schlüpft sie aus dem Haus, bevor Hob oder Agnes aufwachen. Es ist noch dunkel, doch die Dämmerung setzt bald ein. Eleanor sitzt hinter dem Lenkrad des Ford und starrt vorgebeugt durch die Windschutzscheibe nach oben in die Wolken, die drohend und dunkel, fast schwarz sind. Sie fragt sich, wie darüber wohl die Aussicht ist. Wahrscheinlich scheint dort oben die Sonne, der Himmel ist blau, das genaue Gegenteil zum Leben hier unten in Anchor Bend.

Der Regen trommelt auf den Ford, geräuschvoll wie ein Sack Steine in einem Trockner. Eleanor fährt langsam, beide Hände fest um das Lenkrad gelegt. Sie rollt durch die Stadt, weit und breit das Einzige, was sich bewegt. Die Geschäfte sind noch geschlossen, die Gehsteige leer. Tage wie diese

fühlen sich immer ein wenig wie das Ende der Welt an. Alles ist still und düster.

Nach kurzer Zeit lässt sie das Herz der kleinen Stadt hinter sich. Wie ein Magnet wird sie vom Meer angezogen. Sie parkt den Truck auf dem kleinen Platz neben dem Strand, schaltet Motor und Scheibenwischer aus. Regen strömt über die Windschutzscheibe. In der Ferne kann sie undeutlich die Umrissse von Huffnagle sehen, bis die Insel nur noch ein wolkenverhangener Schatten ist.

Eleanor schließt die Augen und atmet tief ein. Die Welt besteht aus Wasser. Es fällt auf den Ford, den Asphalt, die Steine am Strand, tröstet sie. Das Meer ist lebendig, jede Welle ein lautes Brausen, wenn sie sich am Ufer bricht. Hier oben herrscht Chaos, doch unter der Wasseroberfläche regiert die Stille. Frieden. Wie der Himmel über den Wolken. Wie ein Augenblick der Schwerelosigkeit.

Als Eleanor die Augen wieder öffnet, hat sie einen Beschluss gefasst. Sie lässt den Schlüssel im Zündschloss stecken, öffnet die Tür und tritt in den Regen. Sofort ist sie durchnässt, ihr Nachthemd und ihr Hausmantel kleben an ihrem geschwellenen Körper.

Am anderen Ende des kleinen Parkplatzes steht noch ein Pick-up. Der einzige andere Mensch auf der Welt kam hierher, während Eleanor die Augen geschlossen hatte. Sie kann den Umriss des Fahrers im Innenraum sehen, vielleicht genießt er auch das Wetter.

Die Steine am Strand sind schwarz und nass und glänzend. Eleanor überquert sie vorsichtig, doch sie hat keine Angst, auszurutschen und hinzufallen. Zwei Wasserläufer trippeln herum und picken nach jeder zurückweichenden Welle im Sand. Die Wolken in der Ferne reißen auf wie Taft, fedrige schwarze Ranken, die sich von ihren Körpern lösen.

Eleanor geht zur Wasserlinie und bleibt dort einen Moment in ihrem schweren, nassen Hausmantel stehen. Die Wellen schlagen nadelspitz, frisch und hart gegen ihre Füße und Knöchel. Sie schließt wieder die Augen, die Hände tief in den Taschen, und denkt an Hob und sein angenehmes Lächeln, seine breiten Schultern und Geheimnisse und sein sorgfältig gescheiteltes und pomadisiertes Haar, seine tiefen, ehrlichen Augen. Sie denkt an Agnes und ihre verknoteten Strähnen und die Fältchen um ihre traurigen, dunklen Augen.

Eleanor kennt diese Augen. Es sind ihre eigenen.

Agnes wird es besser gehen. Dafür wird Hob schon sorgen.

Eleanor zieht den Hausmantel aus, Ärmel für Ärmel. Er klammert sich an ihre Haut, doch sie wirft ihn auf den Strand. Sie beugt sich vor und packt den Saum ihres Nachthemds, der nasse Flanell fühlt sich schwammig an. Sie hebt den Stoff über den Kopf und wirft ihn dann beiseite, das Gesicht dem Ozean zugewandt. Der Regen ist eiskalt auf ihrer Haut, der Wind noch schlimmer. Sie kann kaum schlucken, geschweige denn atmen. Ihre Schultern und Hände sind verkrampft, ihr Kopf hämmert. Jetzt würde Hob nach ihr greifen, sie beruhigen.

Hinter sich hört sie das gedämpfte Geräusch einer sich öffnenden Autotür und dann eine entfernte männliche Stimme, die etwas ruft.

Eleanor antwortet nicht, sieht sich nicht um.

Sie geht ins Meer, unaufhaltsam, bis das Wasser ihr bis zu den Knien reicht, den Hüften. Je tiefer sie vordringt, desto mehr verschwindet ihre Panik. Das Meer lockt sie, als ob es allein sie kennen würde.

Sie ist daheim.

Als sie bis zur Taille im Wasser steht, breitet sie die Arme weit aus und wirft sich in die Wellen. Sie schwimmt und schwimmt und schwimmt.





*Erster Teil*





1985

*Agnes*

Die Zwillinge sind sechs Jahre alt – ihr gemeinsamer Geburtstag ist in ein paar Wochen –, als es geschieht.

Agnes eilt durch das Haus, auf der Suche nach ihren Gummistiefeln. »Esme«, schnauft sie, als sie die Treppen nach oben geht. »Ellie – hat eine von euch meine Galoschen gesehen?«

»Das heißt Gummistiefel, Mom!«, schreit Esmerelda. »Galoschen trägt man über den normalen Schuhen.«

»Die heißen Überschuhe«, erwidert Agnes.

»Nein, das sind ...«

»Bitte ...« Agnes bleibt schwer atmend auf dem Treppenabsatz stehen. »Hör auf. Hör einfach auf.«

Esmerelda steht in der Tür zum Schlafzimmer der Mädchen. Sie zuckt mit den Schultern, dann drängt sie sich an ihrer Mutter vorbei zum Badezimmer.

»Wo ist deine Schwester?«, fragt Agnes.

»Auf dem Dachboden«, antwortet Esmerelda und schließt die Badezimmertür.

Agnes stößt ungehalten die Luft aus und klopft an die Tür. »Beeil dich«, sagt sie. »Dein Vater muss sonst am Flughafen auf uns warten.«

»Ja, ja«, erwidert Esmerelda mit gedämpfter Stimme.

Agnes hämmert mit der Faust gegen die Tür. »Junge Dame, du bist noch zu jung für so eine Antwort«, ruft sie. »Warte, bis du dreizehn bist. Was machst du überhaupt da drin?«

Esmerelda antwortet nicht. Agnes lehnt sich mit dem Rücken gegen die Wand, presst die Fäuste gegen die Augen und öffnet den Mund zu einem unterdrückten Schrei. Dann strafft sie die Schultern, stößt sich von der Wand ab und streckt langsam die verkrampften, schlanken Finger, spreizt sie weit, bis sie leicht prickeln.

»Eins nach dem anderen«, sagt sie leise. »Eins nach dem anderen.«

Einen Moment steht sie still da, leicht schwankend, die Augen geschlossen. Dann atmet sie tief ein, um sich zu beruhigen, öffnet die Augen und geht zur Tür zum Dachboden.

»Ellie!«, ruft sie die Stufen nach oben. »Wir müssen los!«

## *Eleanor*

Eleanor sitzt allein in der Werkstatt ihres Vaters und mustert das winzige, unvollendete Haus. Auf dem Dachboden ist es dunkel. Der Regen hat die Welt da draußen in ein angenehmes Grau verwandelt. Solche Tage mag sie am liebsten – keine Sonne, nur Regen. Mit sechs Jahren ist ihr Lieblingswort »garstig«. Sie benutzt es so oft wie möglich, seit sie es in der Schule gelernt hat. Das heutige Wetter kann man ganz sicher als garstig beschreiben.

Doch das Licht, das durch das runde Fenster am anderen Ende des Dachbodens fällt, ist zu blass, zu weit entfernt von der Werkbank, und Eleanor kann das aktuelle Projekt ihres Vaters nur schemenhaft erkennen. Zögernd schaltet sie die Lampe ein. Ein warmer, orangefarbener Schein breitet sich über den Arbeitsplatz aus, und das kleine Haus vor ihr wirft einen langen, braunen Schatten über den Tisch.

Jetzt kann sie es deutlich erkennen und beinahe den Teil identifizieren, den ihr Vater zuletzt bemalt hat: ein getrock-

netter Klumpen blauer Farbe hängt unter einem winzigen Fensterbrett. Sie kann sich seinen vorsichtigen, bedächtigen Pinselstrich vorstellen. Er hätte sicher gemerkt, dass sich zu viel Farbe auf dem Pinsel befand. Normalerweise hätte er die überschüssige Farbe am Hals des kleinen Fläschchens abgestreift, aber wahrscheinlich hatte er es eilig gehabt, weshalb sie sich vorstellte, wie er die Hausaußenseite erst so, dann so anmalte und den kleinen Farblecks in die enge Spalte unter dem Fensterbrett einarbeitete, wo er kaum zu sehen war. Ein Geheimnis, das nur sie mit ihm teilen kann.

Das restliche Haus ist wohldurchdacht. Wahrscheinlich ist es die bisher beste Arbeit ihres Vaters. Der Grundriss ist ausgefeilt, anders als die einfachen Häuser, die sie während des Kunstunterrichts in der Schule zeichnet. Ihre Häuser sind Blöcke mit einem Zimmer und schiefen Türen und buckligen Dächern. Die ihres Vaters sind mehrstöckig, manchmal mit kunstvollen Fenstern vom Boden bis zur Decke.

Am liebsten verbringt sie ihre Zeit mit ihm hier oben auf dem Dachboden, auf einen Hocker auf der anderen Seite der Werkbank gekauert. Sie achtet stets darauf, keinen Schatten zu werfen. Er zieht die Lampe näher zu sich und mustert das Haus durch sein Vergrößerungsglas, während er mit einer Pinzette winzige Bauteile in das Styroporfundament versenkt.

»Warum machst du kleine Häuser?«, hatte sie ihn einmal gefragt.

»Nun«, hatte er langsam geantwortet, während er einen winzigen Kamin anbrachte, »weil ich kein besonders guter Architekt bin.«

»Was ist ein Architekt?«

Er lächelte, ohne aufzusehen. »Jemand, der Gebäude entwirft. Der bestimmt, wo alles hingehört und wie es aussehen soll.«

»Warum bist du kein guter?«

»Ich bin kein besonders guter Student«, gestand ihr Vater.  
»Das muss man aber sein, um ein guter Architekt zu werden.«

»Oh.« Dann hatte Eleanor noch gesagt: »Aber du machst schöne Häuser.«

»Danke, mein Liebling.«

Nachdem sie ihm ein wenig länger zugesehen hatte, hatte sie gefragt: »Was arbeitest du dann?«

»Das weißt du doch«, hatte er erwidert. »Womit verdient Daddy sein Geld?«

Eleanor biss sich auf die Lippe. »Mobiles.«

»Immobilien«, hatte er sie korrigiert.

»Ich weiß«, hatte sie lachend gesagt. »Aber Mobile sind lustiger.«

Sie mustert das unvollendete Haus auf dem Tisch und bewundert die mikroskopisch kleinen Details: die insektengroße Treppe, die zur Vordertür hinaufführt, den kleinen Messingklopfer an der Tür. Am liebsten mag sie den Rasen und die Bäume. Der Rasen verläuft weit um das dachlose Haus, mit kleinen Hügeln und niedrigen Bäumen. Die Auffahrt ist leer, doch ein perfekter, winziger Briefkasten steht an ihrem Ende.

Am Fuß der Treppe zum Dachboden wird die Tür zum ersten Stock aufgestoßen. Eleanor zuckt zusammen und drückt das Miniaturhaus in ihren Händen.

Ihre Mutter ruft nach oben. »Ellie! Wir müssen los!«

»Bin fertig, Mom!«, brüllt sie zurück.

»Gut.«

Die Tür knarzt, als Agnes sie zu schließen beginnt, doch dann verstummt das Geräusch.

»Du solltest nicht ohne deinen Vater dort oben sein«, fügt ihre Mutter hinzu. »Komm jetzt runter.«

»Ja, Ma'am.«

Eleanor springt von dem Hocker. Er wackelt, und sie stellt ihn erst wieder fest hin, bevor sie nach unten geht.

Da bemerkt sie die zerbrochene Stange des Briefkastens.

## *Agnes*

Die Dachbodentür öffnet sich ein Stück weiter, und Eleanor erscheint mit zerknirschem Gesichtsausdruck.

»Du weißt, dass dein Vater es nicht mag, wenn du allein dort oben bist«, sagt Agnes.

Eleanor nickt kleinlaut und starrt zu Boden. »Ja, Ma'am.«

»Keine Zeit zum Schmollen«, erklärt Agnes. »Ich kann meine Galoschen nicht finden.«

»Deine Gummistiefel?«, fragt Eleanor. »Sie stehen an der Hintertür.«

Agnes denkt angestrengt nach und schnippt dann mit den Fingern. »Das stimmt – ich habe die Petunien abgedeckt.«

Eleanor dreht sich um, um in ihr Zimmer zu gehen, doch Agnes legt ihr eine Hand auf die Schulter.

»Keine Zeit zum Trödeln«, sagt sie zu ihrer Tochter. »Kommt beide mit nach unten. Wir sind spät dran.«

Paul wird in knapp zwei Stunden aus Boca Raton zurückkommen. Er hatte sich bei Agnes am vorigen Abend am Telefon beschwert, dass er sechs Tage lang nur das *Holiday Inn* gesehen hat – sein Zimmer und den Speisesaal, in dem das Maklerseminar abgehalten wurde. Er hatte Postkarten eingeworfen – idyllische Fotos von Möwen auf dem Heck von Segelbooten, lustige Bilder von älteren Frauen in Badeanzügen –, doch keine war bisher angekommen.

»Ich will es nicht hören«, hatte Agnes gesagt. »Du bist in Florida. Wenn du den Strand nicht finden kannst, ist das deine eigene verdammte Schuld.«

Sie wusste, dass sie gereizt klang. Paul wusste jedoch auch, dass sie am Limit war – im letzten Monat war er dreimal auf Reisen gewesen, und dann waren da die regelmäßigen Abende mit den anderen Maklern, außerdem einige späte Hausbesichtigungen in der neuen Siedlung am Strand –, doch er war trotzdem gefahren. Vielleicht wusste er nicht, wie wenig Geduld Agnes noch aufbringen konnte. Vielleicht sah er nicht, wie es um sie stand.

»Wie läuft es bei euch?«, fragte er.

Doch ihre Probleme hätten keine große Bedeutung für ihn. Die Wände seines Hotelzimmers waren so nah, dass er nicht daran vorbeisehen konnte. Agnes und ihre Probleme waren erst wieder real, wenn er daheim war und sich ihnen widmen und sie lösen sollte.

»Wenn du daheim bist«, antwortete Agnes, »fahre ich nach Portland, und vielleicht gebe ich all dein Geld für Wein und eine Suite für mich aus. Und vielleicht komme ich auch gar nicht mehr zurück.«

»Agnes ...«

Doch sie hatte schon aufgelegt, und ihre Frustration war über Nacht nicht weniger geworden.

Sie eilt nach unten. Hinter ihr öffnet sich die Badezimmertür, und Eleanor und Esmerelda flüstern miteinander. Agnes überspringt die letzte Stufe und stürzt beinahe. Der rote Läufer auf dem Holzboden schiebt sich unter ihren Füßen zusammen, und sie rutscht aus und muss sich am Geländer festhalten.

Nachdem sie das Gleichgewicht wiedergefunden hat, tritt sie den Läufer in seine ursprüngliche Form zurück.

Ihre Stiefel stehen genau dort, wo Eleanor gesagt hat, wie kleine Wachen neben der Glasschiebetür. Ein Problem ist gelöst, und sie atmet langsam aus. Das Glas ist kalt, als sie ihre



Stirn dagegenlehnt und den Regen im Garten beobachtet. Ihr Atem beschlägt das Glas und zieht sich rasch wieder zurück, wenn sie einatmet. Beim nächsten Ausatmen wiederholt sich alles.

Der Garten hätte ihr gehören sollen – ihre Version von Pauls Dachboden. Die Petunien stehen in Reih und Glied unter der Plastikfolie, mit der sie sie am Abend zuvor abgedeckt hat, geschützt vor dem Regen, doch jetzt ist ihr das egal. Es sind nur Blumen. Wenn der Regen sie zerstört hätte, hätte Paul nur gesagt, sie solle neue aus der Gärtnerei holen. Er würde der Fürsorge, die sie den Pflanzen angedeihen ließ, keine Beachtung schenken, wie sie sie aus dem Boden lockte, sie von harten Zwiebeln in zarte, reizende Gemälde verwandelte.

Es ist ihr ernst mit dem Hotelzimmer in Portland.

Im Obergeschoss streiten die Zwillinge, ihre Stimmen dringen durch die Decke.

Sie sollte nach oben gehen und die beiden trennen, doch das Glas fühlt sich so gut an ihrer Haut an, und das Haar rahmt ihr Gesicht ein, trennt sie von der Welt da draußen, schafft einen kleinen Raum, der nur ihr allein gehört. Sie lässt die Scheibe beschlagen, die eine angenehme Kälte ausstrahlt, und jeder Atemstoß ist warm und träge. Der Temperaturunterschied ist herrlich.

Agnes schließt die Augen. Ein Leben voller regnerischer Morgen wie diesem. Auf ihre eigene, kalte Weise sind sie wunderschön, doch sie wühlen auf und verwandeln sie in jemand anders. Eine wütende Mutter, ein verlorenes Kind. Alles erinnert sie an ihre Mutter.

Wie wenig sie noch von ihr weiß.

»Es ist alles nur Wasser«, murmelt sie leise. »Verdammtes Wasser.«



Jason Gurley

**Eleanor**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31737-6

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2017

Das Leben der jungen Eleanor gerät völlig aus den Fugen, als ihre Zwillingsschwester Esme bei einem Autounfall stirbt: Der Vater verlässt die Familie, die Mutter ergibt sich dem Alkohol. Eines Tages tritt Eleanor in der Schule durch die Tür der Cafeteria und befindet sich plötzlich zu einer völlig anderen Zeit an einem völlig anderen Ort. Im Laufe der Jahre fällt Eleanor immer öfter aus der Zeit und kommt schließlich einem magischen Geheimnis auf die Spur – einem Geheimnis, das mit dem Tod ihrer Schwester zu tun hat ...



[Der Titel im Katalog](#)